

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck

Wort des Bischofs zum 1. Januar 2020

Zu verlesen in allen Sonntagsgottesdiensten am Fest der Taufe des Herrn
im Jahreskreis A, 11./12. Januar 2020

Liebe Schwestern und Brüder!

I.

Zeitenwenden haben es in sich. Danach ist nichts mehr, wie es vorher war. Eine solche Zeitenwende erleben wir in unserer Kirche, seitdem bekannt ist, wie groß das Ausmaß sexueller Gewalt durch Priester und andere kirchliche Mitarbeitende an Minderjährigen und anderen Schutzbefohlenen ist. Das Entsetzen ist groß und die Nachrichten über weitere Skandale reißen nicht ab. Das ist eine Zeitenwende! Die Glaubwürdigkeit unserer Kirche ist erschüttert. Die Öffentlichkeit schaut anklagend, zornig, entsetzt auf uns. Auch viele von Ihnen, liebe Schwestern und Brüder, haben das Vertrauen in unsere Kirche verloren – ganz besonders aber auch das Vertrauen zu uns Bischöfen, zu uns Priestern.

Wir sind bis ins Mark getroffen. Bei vielen liegen die Nerven blank. Zugleich erleben wir eine Freimütigkeit des Denkens und Redens, wie wir sie in unserer Kirche lange nicht gekannt haben. Es wird heftig gestritten, vieles wird in Frage gestellt, nach Reformen gerufen. Vor allem diejenigen, die von sexueller Gewalt oder geistlichem Missbrauch betroffen sind, wollen zu Recht gehört und gesehen werden. Hinzu kommen die vielen Menschen, die in Mitleidenschaft gezogen sind – als Familienangehörige, Freundinnen und Freunde, als Gemeindemitglieder. Weitere Leidensgeschichten werden aufgedeckt, die es über den Missbrauchs-Skandal hinaus gibt. Viele Katholikinnen und Katholiken können aus ihren Lebensgeschichten von schmerzhaften Erfahrungen berichten, die sie in unserer Kirche erlitten haben – vor allem durch eine rigide Moral, die die Seelen vieler Menschen tief verletzt hat. Viele Generationen sind mit Lebensverboten, moralischen Verurteilungen und

seelischem Druck aufgewachsen, die ihr Leben dauerhaft beeinträchtigt haben.

Das Leid vieler Menschen schreit zum Himmel und beschämt uns: Wie kann es sein, dass die Kirche menschliches Leid hervorruft? Das darf um Gottes Willen nicht sein! Deshalb ist es höchste Zeit, dass wir aufhören, die Kirche als Selbstzweck zu betrachten, den es zu schützen gilt. Die Kirche ist für die Menschen da und hat ihnen zu dienen. Ihnen, ihren Sehnsüchten und Bedürftigkeiten gilt alle Aufmerksamkeit. Es gilt vor allem, leidenden Menschen beizustehen, ihnen zu helfen und sie zu begleiten. Es gilt aber auch, alles zu tun, was möglich ist, um weiteres Unheil zu verhindern. Kirche darf keine Quelle des Leids sein, sondern muss ein Ort sein, an dem Menschen leben dürfen und Heil an Leib und Seele erfahren. Die Zeitenwende, die unserer Kirche aufgegeben ist, verlangt eine gründliche Umkehr – weg von der Institution, hin zu den einzelnen Menschen und deren Nöten.

II.

Weil die meisten von uns Bischöfen die Größe der Zeitenwende erahnen, haben wir uns bei der Frühjahrsvollversammlung im zurückliegenden Jahr darauf verständigt, einen „Synodalen Weg“ in der Kirche in Deutschland zu gehen – gemeinsam mit dem Zentralkomitee der Katholiken. Das Wort vom „Synodalen Weg“ erinnert daran, dass wir uns als pilgernde Menschen verstehen wollen, die nicht im Stillstand verharren, sondern in Bewegung sind. In diesem Sinn hat Papst Franziskus am 29. Juni 2019 an uns als „das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“¹ einen Brief geschrieben. Der Papst erinnert einerseits an die Verbundenheit der deutschen Kirche mit ihm als Nachfolger des Apostels Petrus und mit der weltweiten Kirche. Andererseits begreift auch er uns als Menschen, die sich nicht niederlassen und sitzen bleiben, sondern die unterwegs sind und beweglich durch die Zeiten gehen.

Zeitenwenden gehören darum zum christlichen Leben dazu: Wir sind keine Kirche, die nach hinten blickt und sich einrichten kann in dem, was angeblich schon immer so war und auf ewig bleiben muss. Nein, wir sind eine Kirche, die aufbricht – und die heute einwilligt, kleiner und demütiger zu werden als in früheren Zeiten. Wir gehen in eine Zeit, in der wir unsicher, verletzbar und suchend unseren Weg zu gehen haben. Was uns leitet, ist die Kraft des Evangeliums, die vielleicht zu oft in den letzten

¹ Papst Franziskus, Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland, Vatikanstadt, 29. Juni 2019, Nr. 1.

Jahrzehnten unter der Asche von Traditionen und Gewohnheiten versunken ist. Aber dennoch wissen wir: Jesus hat uns eine Botschaft hinterlassen, die dem Leben Fundament und Strahlkraft geben kann. Seine Botschaft gilt es wieder neu zu entdecken und für unsere Zeit zu übersetzen. Darum sind wir „gemeinsam Kirche“². Das ist der Grund, warum wir uns als Kirche in Deutschland auf einen „Synodalen Weg“ begeben, wohl wissend, dass wir dabei unseren Glauben als Schatz in irdenen Gefäßen tragen (vgl. 2 Kor 4,7).

III.

Auf dem „Synodalen Weg“ sind uns wichtige Themen zur Bearbeitung aufgetragen, die aus den Diskussionen um die systemischen Hintergründe des Missbrauchsskandals hervorgegangen sind: Sexualmoral, Priesterbild, Macht und Gewaltenteilung, Ämter und Dienste für Frauen. Diesen Themen wollen wir uns stellen – und dabei einerseits in die geistliche Tiefe unseres Glaubens vordringen, andererseits aber auch auf dem Weg neuer Erkenntnisse unsere Tradition fortschreiben und erweitern.

IV.

Papst Franziskus hat uns aufgegeben, eine neue Evangelisierung in unserem Land voranzubringen. Die frohe Botschaft Jesu soll uns zu einer Herzensangelegenheit werden und uns ganz durchformen. Was hier von uns gefordert wird, ist eine Auseinandersetzung mit dem Leben und der Lehre Jesu, mit seinen Haltungen, mit seiner Art, den Menschen zu sehen, das Leben zu gestalten und auf Gott zu vertrauen. Das Evangelium ist allerdings kein fest verschnürtes Paket mit Rezepten und Anweisungen für das Leben. Es gilt vielmehr, den tiefen Sinn des Evangeliums in Verbindung zu bringen mit den Zwei- und Vieldeutigkeiten des Lebens und unserer Welt. Papst Franziskus weist uns ausdrücklich hin auf viele „Spannungen und Ungleichgewichte, aber auch Ungleichzeitigkeiten, die den Geschmack des Evangeliums haben, die beizubehalten sind, weil sie neues Leben verheißen“³. Das heutige Leben ist differenziert und vielschichtig. Darum braucht es differenzierte und vielschichtige Antworten, gerade auch bei den Themen des „Synodalen Wegs“.

² Vgl. „Die deutschen Bischöfe“, Bd. 100, „Gemeinsam Kirche sein. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral“, 1. August 2015.

³ Papst Franziskus, Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland, Nr. 5.

Wir werden deshalb lernen müssen, in vielen Debatten die Geister zu unterscheiden, also sehr genau hinzuhören und abzuwägen zwischen den verschiedenen Positionen. Der „Synodale Weg“ bietet die Chance, als Christen eine Diskussionskultur einzuüben, die selbst zu einem Zeugnis des Evangeliums werden kann, weil sie nicht zu Spaltungen führt, sondern Spannungen und Widersprüche zusammenführt und sie auszuhalten lernt. Voraussetzung ist, dass alle Seiten darauf verzichten, um jeden Preis Recht haben zu wollen oder gar als Sieger aus strittigen Diskussionen hervorzugehen. Was uns verbindet, muss das bleibende Fundament sein: Wir sind gemeinsam Christen und suchen danach, was es heute bedeutet, in der Nachfolge Jesu zu leben. In dieser gemeinsamen Verbundenheit werden wir in der Lage sein, unterschiedliche Weisen der Nachfolge Jesu zu entdecken und differenzierte Antworten auf viele noch offene Fragen zu geben. Das Evangelium selbst ist vielfältig, es bezeugt schon in der Anfangszeit der Kirche unterschiedliche Wege der Nachfolge Jesu und lässt in vielen Fragen des Lebens verschiedene Antworten zu.

V.

Der jüdische Schriftsteller und Literat Marcel Reich-Ranicki hat im Blick auf sein Leben angesichts des Holocausts, des Verlustes seiner Eltern und weiterer Leiderfahrungen gesagt, dass die Literatur für ihn sein „portatives Heimatland“ sei, also jene Heimat, die er immer wieder sprichwörtlich „mit sich getragen habe“. Wir Christen können von uns sagen: Wir haben im Evangelium, im Glauben und in der Kirche unsere Heimat, die wir überall hin mitnehmen können! Wer pilgernd unterwegs ist, sich als Glied des Volkes Gottes versteht und gemeinsame Wege geht, der findet diese Heimat stets dort, wo er sich gerade befindet – in sich und in denen, mit denen er unterwegs ist.

Das ist für uns, liebe Schwestern und Brüder, nicht leicht. Für die meisten von uns ist es noch eine ungewohnte Erfahrung, auf diesem Weg eine Minderheit zu werden. Anders als noch vor wenigen Jahrzehnten ist es nicht mehr selbstverständlich, eine Christin oder ein Christ zu sein und der Kirche anzugehören. Wir müssen noch lernen, den Verheißungen Gottes zu vertrauen, auch wenn die Gegenwart in uns Zweifel und Unsicherheit weckt. Der äußere Bestand der Kirche, wie wir sie kennen,

vergeht und ist in vielerlei Hinsicht nicht zu retten. Zugleich aber bleibt der innere Kern bestehen: das Versprechen der Gegenwart Gottes in all den äußeren Vergänglichkeiten. So gehen wir als Christen und als schwankende Kirche unseren Weg weiter, ohne genau zu wissen, wie die Zukunft werden wird, aber in dem Vertrauen, dass uns Zukunft verheißen ist.

So bleibt uns in dieser Zeitenwende nichts anderes, als vieles zugleich auszuhalten und zu tun: Verluste hinzunehmen, offene Fragen auszuhalten und doch treu zu unserem Glauben zu stehen. Eucharistie und Gebet zu pflegen, auch wenn es schwer fällt oder die Formen des Betens sich erst noch neu finden lassen müssen. Glaubensweitergabe zu versuchen, obwohl immer mehr Menschen nicht mehr glauben können oder wollen. Caritas und die Sorge um die Menschen in Not einfach zu leben und dadurch eine glaubwürdige Gemeinschaft zu sein. Wir tun dies alles, weil wir vertrauensvoll auf die Verheißungen Gottes setzen, der mit uns geht (vgl. Gen 46,3-4), gerade als Kraft, die sich in der Schwäche zeigt (vgl. 2 Kor 12,9).

Christsein in dieser Zeitenwende bedeutet, in Demut und Vertrauen unterwegs zu sein. Wir sind nicht „die Guten“ und schon gar nicht „die Besseren“, die sich über andere Menschen besserwisserisch und arrogant erheben dürfen. Gerade die Skandale der zurückliegenden Jahre erinnern uns daran, dass auch wir jeden Tag neu auf die Anfänge unseres Christseins zurück geworfen sind. Wir sind Suchende und Lernende. Der „Synodale Weg“ wird sich in seiner Wirkung gerade darin entscheiden, ob wir ehrlich und ernsthaft suchen und lernen wollen, wie sich ein glaubwürdiges Christsein und eine glaubwürdige Kirche in einer neuen Zeit verwirklichen lassen.

VI.

Zur Glaubwürdigkeit einer Kirche der neuen Zeit wird gehören, dass die Begabungen **aller** Glieder des Volkes Gottes geachtet und gewürdigt werden – und zur Geltung kommen. Es darf nicht sein, dass die Macht einzelner oder bestimmter Gruppen das Leben und die Entwicklung der Vielen in unserer Kirche beeinträchtigen oder gar behindern. Machtvolle Positionen und Ämter in der Kirche brauchen Kontrolle und Begrenzung – das haben wir als Kirche nach den Skandalen der letzten Jahre dringend zu lernen; und vor allem diejenigen, die Macht und Einfluss haben.

Darum werden wir neu und intensiv über das Weiheamt in unserer Kirche nachdenken und diskutieren müssen. Der Missbrauchs-Skandal hat die Gefahren schonungslos offen gelegt, die mit einem Amt verbunden sind, das in vielfacher Weise dessen Träger überhöhen kann und oftmals überfordert. Die verlorene Glaubwürdigkeit des Amtes in unserer Kirche ist auch eine Chance, danach zu fragen, wofür es das Amt in der Kirche eigentlich braucht, welche Bedeutung Diakone, Priester und Bischöfe haben, und wie Menschen sein und leben sollten, denen ein solches Amt anvertraut wird. Natürlich gehört dann auch dazu, über die Lebensform der Priester zu debattieren und Konsequenzen zu ziehen aus der Erfahrung, dass das zölibatäre Leben für nicht wenige Priester eher eine schwere Last bedeutet und keine Befreiung für den größeren Dienst.

Wir werden uns auch der Realität zu stellen haben, dass wir auf eine Zeit zugehen, in der es nur noch ganz wenige Priester geben wird. Die Entwicklungen sind inzwischen höchst dramatisch und stellen die sakramentale Grundstruktur der Kirche in wenigen Jahren massiv in Frage. Das ist keine Nebensache, sondern rührt an einen Lebensnerv unseres Kircheseins, weil das Amt die Verbindung zum Ursprung unserer Kirche sakramental symbolisiert - nämlich zu Jesus Christus. Es wäre fahrlässig, diese Entwicklungen nicht ernst zu nehmen und auch nicht als Anruf Gottes zu verstehen: Deshalb müssen wir danach fragen, ob es auf Dauer wirklich Gottes Wille ist, den priesterlichen Dienst ausnahmslos auf zölibatär lebende Männer zu beschränken.

Die Glaubwürdigkeit der Kirche und des Christentums in der neuen Zeit hängt aber auch daran, was wir in einer Welt bisher ungeahnter Freiheiten zu den großen Themen menschlicher Lebensweisen sagen. Fragen der Sexualmoral und Partnerschaft spielen dabei eine besondere Rolle. Die kirchliche Lehre wirkt einfach und klar. Aber heute wissen wir längst, dass das Leben in Beziehungen und die Sexualität nicht einfach zu leben und zu beurteilen sind. Es gibt verschiedene sexuelle Orientierungen; Geschlechterzuschreibungen sind nicht immer eindeutig, Beziehungen nicht mehr einfach in den moralischen Kategorien vergangener Zeiten zu leben. Und doch gilt, dass die Sehnsucht der Menschen dem Evangelium sehr nahe kommt: Gesucht werden verlässliche, verbindliche Beziehungen, die von tiefer

Liebe geprägt und von Dauer sind. Werden wir als Kirche in der Lage sein, unsere Überzeugungen und unsere Lehre neu so zu interpretieren, damit die Menschen von heute und morgen den Schatz des Evangeliums für ihre Beziehungen und für sexuelles Leben wieder entdecken können?

Und schließlich verlangt die neue Zeit, dass wir uns in der Kirche einer der großen Jahrhundertfragen stellen: Wie gelingt eine Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern? Wie leben wir in unserer Kirche die Gleichrangigkeit von Frauen und Männern? Diese Frage lässt sich heute nicht mehr fernhalten von den Ämtern und Diensten in unserer Kirche. Ich bin in den letzten Monaten und Jahren sehr nachdenklich geworden, weil ich erlebe, dass die Begründungslogiken für die Zulassung oder Nichtzulassung von Frauen zu bestimmten Ämtern und Diensten für ganz viele nicht mehr nachvollziehbar und für immer mehr Menschen auch nicht mehr akzeptabel sind. Die Diskussion zu dieser Frage wird nicht mehr verstummen, dessen bin ich sicher. Wir sind in unserer Kirche gut beraten, keine Mauern auf Dauer zu verfestigen, mit denen Frauen die Teilhabe an der Mitverantwortung verweigert wird. Ich sehe jedenfalls mit großer Sorge die Verbitterung und den wachsenden Zorn vieler Frauen in unserer Kirche, die das alltägliche pastorale Leben entscheidend tragen, während ihnen aber gleichzeitig die wichtigsten Ämter in unserer Kirche niemals übertragen werden sollen.

Liebe Schwestern und Brüder,
was wir auf dem „Synodalen Weg“ für die Zukunft bedenken, sind keineswegs nur strukturelle Fragen, sondern zutiefst geistliche Fragen. Umgekehrt heißt dies aber auch: Zutiefst geistliche Fragen sind immer auch strukturelle Fragen. Die Evangelisierung unserer Kirche lässt sich nicht trennen von unseren Strukturen. Es kommt vielmehr darauf an, dass unsere Strukturen dem Evangelium entsprechen. Der unsichtbare Gott zeigt sich im menschlichen Angesicht Jesu. Das bedeutet dann auch, dass sich göttliche Wirklichkeiten ebenfalls in den realen irdischen Wirklichkeiten widerspiegeln müssen. Geistliche und leibliche Wirklichkeiten sind stets unvermischt und ungetrennt beieinander; sie gehören zueinander. Die großen Themen des Synodalen Weges sind also weit mehr als nur strukturelle Fragen – sie sind geistliche Fragen, deren Antworten für die Glaubwürdigkeit unserer Kirche entscheidend sind, damit sie wirklich evangelisierend wirken kann.

VII.

Ich bitte Sie, den „Synodalen Weg“ der Kirche in Deutschland mit Ihrem Gebet und Ihrem Engagement, mit Ihrem Glauben und Ihrer Aufmerksamkeit zu begleiten, um die Kirche zu erneuern und neu zu machen. Ich lade Sie herzlich ein, in Ihren Gemeinden und Pfarreien genauso zu diskutieren und zu ringen, wie es die Teilnehmenden in den Foren und der großen Synodalversammlung tun werden. Beteiligen Sie sich weiter an den Debatten, die wir in unserem Bistum in den verschiedenen Prozessen seit vielen Jahren führen und die uns mehr und mehr verändern. Das Diskutieren und Streiten, der Dialog und die Auseinandersetzung sind weit mehr als nur ein Ringen um Gedanken und Worte. Unser Miteinander-Reden verändert uns und verändert unsere Kirche. Ich weiß, dass viele von Ihnen sich schnellere Entwicklungen wünschen; und ich weiß auch, dass manche von Ihnen skeptisch und voller Sorge sind. Lassen Sie uns in dieser Zeitenwende beieinander bleiben, verschiedene Standpunkte aushalten und geduldig darauf setzen, dass sich in unserem Suchen und Ringen Gottes Geist zeigen wird. Weil Gott mit uns ist, können wir nicht aus seiner Spur herausfallen.

Von Herzen wünsche ich Ihnen ein gesegnetes Neues Jahr 2020, in dem wir auf Gottes gutes Geleit setzen. Er begleitet und stärkt uns auf dem Weg, den wir gemeinsam gehen. Dabei wird er sich selbst, das glaube ich fest, als der Weg erweisen (vgl. Joh 14,6), den wir gehen sollen und auf dem er uns Neues und Lebendiges zeigen wird.

Ihnen, Ihren Familien und allen, die zu Ihnen gehören, erbitte ich in allem viel Gutes und Gottes reichen Segen!

Ihr

+ Franz-Josef Overbeck
Bischof von Essen